

**ALEXANDER MEROW**

**Das aureanische Zeitalter**  
**VI**

---

**Blick in den Abgrund**



# **Inhalt**

**Ein sonniger Strand  
Der König von Weitkrater  
Alles ist sinnlos  
Weitkraters Zorn  
Sturm auf den Palast  
Tobendes Chaos  
Wenn man verdammt ist  
Der Himmel brennt  
Verzweifelter Ausfall  
Leukos der Barmherzige  
Ehrt euren Heimatbeton  
Die Abgründe von Weitkrater  
Verloren in der Ferne  
Ein furchtbarer Fehler  
Der wahre Archon  
Anlass zur Hoffnung  
Ein Geschenk für Gorzhag  
Der lebende Tote**

## Ein sonniger Strand

Die Sonne liebte Flavius Wangen, während er mit den Fingern durch den warmen Sand strich und genüsslich brummte. Princeps spürte, wie das Wasser seine Zehenspitzen berührte. Er zog die Füße ein wenig zurück, dann winkelte er die Beine an. Mit geschlossenen Augen lag er auf dem Rücken und labte sich an der vollendeten Schönheit des Augenblicks. Am liebsten hätte er die Zeit angehalten; dieser lichtdurchflutete Strand war das perfekte Paradies.

Nachdem Flavius eine Weile reglos auf dem Rücken verharrt und dem Brausen der Wellen gelauscht hatte, begann er zu blinzeln. Bunte Punkte tanzten vor seinen halb geöffneten Augen umher, bis sich diese an die Helligkeit gewöhnt hatten. Über dem blonden Soldaten breitete sich ein tiefblauer Himmel aus, den nicht der kleinste Wolkenfetzen trübte.

„Wie gerne würde ich jetzt hinauf fliegen und über diese wundervolle Welt gleiten“, dachte Flavius mit einem leichten Schmunzeln.

Er wühlte mit den Händen im warmen, weißen Sand, wobei er sich zufrieden streckte und räkelte. Ganz dem Augenblick verfallen, lächelte Flavius in sich hinein.

Der Sand, das Wasser, das Meeresrauschen, das Blau des Sommerhimmels, die Wärme - er fühlte sich so geborgen wie ein Säugling im Schoß seiner Mutter. Sollte die Zeit doch anhalten. Hier, im Herzen der Schönheit, war all der Schmerz vergessen. Hier herrschte eine Stille, die wahrhaft göttlich war. Flavius hob den Kopf und blickte sich um.

Hinter ihm ging der makellose Sandstrand in einen Urwald aus Palmen und gewaltigen Büschen über.

Dann schaute er erneut hinaus aufs Meer, wo azurblaue Wogen miteinander verschmolzen. Doch gerade als Flavius wieder in seinem Tagtraum zu versinken begann, riss ihn ein neuer Eindruck aus dem Sinnieren. Er schob die Augen zu einem Schlitz zusammen, als ein schwarzer Schatten unter der Wasseroberfläche sichtbar wurde. „Was ist das?“, wisperte er sich selbst zu.

Im nächsten Moment wurden die Konturen eines menschlichen Kopfes sichtbar; ein Fremder tauchte aus dem Wasser auf. Princeps ging in die Hocke, um sich anschließend aufzurichten und zu dem seltsamen Besucher herüber zu spähen. Dieser kam langsam aus dem Wasser, stapfte patschend über den Strand und bewegte sich direkt auf ihn zu. Es war ein bleichhäutiger Mann mit rotblondem Haar und schmalem Gesicht. Verwirrt ging Flavius ein paar Schritte zurück. Als der Fremde direkt vor ihm stand, hob dieser freundlich lächelnd die Hand.

„Wer bist du? Und was tust du hier?“, fragte Princeps den Unbekannten, noch bevor dieser etwas sagen konnte.

Der Mann verneigte sich höflich. Dann streckte er Flavius die Hand zur Begrüßung entgegen. Der Legionär ergriff sie, wenn auch ein wenig zögernd.

„Mein Name ist Caarl Sventborg!“, antwortete der Mann, der den Fluten entstiegen war.

„Kennen wir uns?“, wollte Princeps wissen.

„Kennen?“, wiederholte der Fremde mit einem vieldeutigen Lächeln. „Naja, nicht sonderlich gut. Wir sind uns zumindest schon einmal begegnet, mein Freund.“

„Aha?“ Flavius schob die Brauen nach oben.

„Ja, auf Thracan!“, fuhr der Unbekannte fort.

„Wirklich? Wo denn?“

„Kurz vor Remy, Flavius. Du hast mir mit dem Blaster direkt ins Gesicht geschossen.“

„Was?“

Der Mann aus dem Wasser hob die Hände mit versöhnlicher Miene. „Mach dir keine Sorgen. Das spielt hier keine Rolle mehr. An diesem Strand sind solche Dinge nicht mehr wichtig.“

Princeps suchte nach einer Antwort. Er blickte den Fremden, dessen Worte ihn verstörten, ein wenig hilflos an.

„Ich...“, setzte er an, doch der Unbekannte unterbrach ihn.

„Sorge dich nicht, mein Freund. Ich bin gekommen, um dich mitzunehmen. Wenn du mir nachfolgst, wirst du für immer an diesem Ort bleiben dürfen.“

Flavius lächelte. „Das wäre schön.“

„Schöner als ein Schützengraben? Schöner als Hunger und Kälte? Schöner als Magmabomben und Giftgas?“

„Ja!“, stieß Princeps aus. „Viel schöner! Tausendmal schöner!“

Der Fremde nickte. „Dann solltest du mir folgen. Ich weiß, dass du schon lange darüber nachdenkst, endlich zu uns zu kommen. Warum tust du es nicht einfach?“

Es dauerte einen Augenblick, bis Flavius antwortete. Er spürte, wie sich seine Augen mit Tränen füllten und sein Herz schwer wurde. „Ich traue mich einfach nicht. Ich habe Angst, Caarl.“

„Angst? Vor diesem wundervollen Strand? Vor einer Sonne, die immer für dich scheinen wird? Das brauchst du nicht.“

„Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll.“

Der Fremde legte Flavius die Hand auf die Schulter. Sein Blick strahlte Milde und Vergebung aus. Princeps wischte sich die Tränen aus dem Gesicht; der Drang, den Worten des Mannes zu folgen, wurde immer größer.

„Was hält dich denn noch zurück? Warum lässt du nicht all die Verzweiflung hinter dir? Hast du nicht endlich Frieden verdient?“, fragte Caarl.

„Soll ich den Schüssen und Granaten nicht mehr ausweichen?“

„Nein, lass es einfach geschehen, Flavius. Du kannst nur gewinnen.“

Princeps sah den Mann aus dem Wasser an. Er betrachtete seine blauen Lippen und die fast graue Haut. Dennoch zog ihn der Fremde an wie eine wundervolle, singende Sirene den einsamen Seefahrer.

„Hasst du mich denn nicht, Caarl?“

„Weil du mich getötet hast?“

„Ja!“

Der Mann aus den Fluten ließ ein Kopfschütteln folgen.

„Hier gibt es keinen Hass. Nur Frieden. Und Sonne. Und alles, was du dir schon so lange wünschst, mein Freund.“

„Und die anderen, die durch meine Hand gestorben sind?“

„Wie gesagt, das spielt hier keine Rolle mehr. Nicht an diesem Strand, nicht unter diesem Himmel.“

Flavius überlegte. Er rang mit seinen Gefühlen, Ängsten und Sehnsüchten. Der Fremde drehte sich indes um und schritt langsam in Richtung der Wellen, die über den Strand leckten. Als er die Hand zum Abschiedsgruß hob, rief er Princeps zu: „Ich muss wieder zurück in die Tiefe. Wenn du bereit bist, dann folge mir nach. Lass es einfach geschehen, dann hört das ewige Leid auf. Vertraue mir! Der Tod ist der schönste aller Frieden.“

Der Mann mit dem rotblonden Haar versank wieder in den Wassern und war bald nur noch ein tanzender Schatten, der nach und nach im schimmernden Blau jenseits des Strandes verschwand. Ohne weiter darüber nachzudenken, setzte Flavius einen Fuß vor den anderen, bis ihm das schäumende Wasser gegen die Knöchel schlug. Er sah hinauf zum Himmel, der so schön war, dass ihn nur ein liebender Gott gemacht haben konnte. Anschließend richtete er den Blick wieder auf die Wogen, die einladend für ihn tanzten.

„Warte auf mich, Caarl!“, rief er. „Nimm mich mit in die Tiefe! Ich will nicht mehr zurück!“

„Flavius! He! Wach auf! Es geht wieder los!“

Princeps spürte eine raue Hand auf seiner Wange. Er schreckte auf und starrte verwirrt in Zenturio Sachs Gesicht.

„Wir müssen hier weg! Die nehmen den ganzen Sektor unter Beschuss!“, rief der hünenhafte Offizier, während er seinen Freund zu schütteln begann. Nach einigen Sekunden versuchte er, Flavius mit einem langgezogenen Schnaufen hoch zu reißen.

„Schon gut, ich habe es kapiert! Lass mich einfach los!“, schnauzte Princeps, der zwischen ein paar Proviantkisten ein Nickerchen gemacht hatte.

Irgendwo jenseits der Grabenanlage, die sich kilometerweit in alle Himmelsrichtungen erstreckte, kamen die ersten Granaten vom Himmel und der rote Boden erzitterte. Die Zeit flog dahin und die feindliche Artillerie konzentrierte ihr Feuer nach und nach auf die Stellungen der loyalistischen Legionäre. Hinter Flavius biss eine Granate ein riesiges Stück aus der Grabenwand, wobei sie eine Dreckfontäne aufwirbelte. Steinchen und Schmutz prasselten auf den Helm, den sich Flavius in aller Seelenruhe aufgesetzt hatte. Schweigend stellte er sich mit geschlossenen Augen in den gegrabenen Durchgang und verharrte auf der Stelle.

Dass ihn die anderen Legionäre in ihrer Panik in der nächsten Sekunde über den Haufen rannten, während sie vor dem mörderischen Trommelfeuer zu fliehen versuchten, veranlasste Princeps nicht dazu, ihnen zu folgen. Stattdessen setzte er sich einfach wieder in den rotbraunen Schlamm, um mit dem Rücken an die Grabenwand lehnend inmitten des Chaos zu bleiben. Schmutzige Soldatenstiefel zogen an seinen Augen vorbei; auch Manilus Sachs war längst in dem Gewimmel aus durcheinander schreienden Soldaten verschwunden. Offenbar hatte er angenommen, dass ihm sein Freund folgen würde, doch damit lag er falsch.

Wo sich Kleitos befand, wusste Flavius ebenfalls nicht. Doch spielte es für ihn in diesem Moment auch keine Rolle mehr. Er verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln, das

dem Rest der Welt unter seinem mit Schlammgespritzern besprenkelten Helmvisier verborgen blieb; genau wie der schwarze Fatalismus, der Princeps Seele längst bis in den letzten Winkel vergiftet hatte.

So wurde das Labyrinth aus Gräben und Stellungen allmählich immer leerer und die feindlichen Geschütze in der Ferne heulten und grollten. Noch immer hatte Flavius die Augen geschlossen; er wollte sie erst wieder öffnen, wenn seine Seele über seinem Körper schwebte. Vor und hinter ihm krachten die Plasmagranaten, wühlten die Erde um und zerfetzten den einen oder anderen Legionär, der sich nicht schnell genug zu den hinteren Stellungen zurückgezogen hatte.

Eine halbe Stunde lang hämmerte das Feuer vom Himmel, doch Princeps dachte nicht daran, den Geschossen auszuweichen. Diesmal war er bereit, den niemals endenden Krieg für immer hinter sich zu lassen.

„Nimm mich mit, Caarl!“, rief er wieder und wieder durch das ohrenbetäubende Getöse, als ob ihn der Mann aus seinem Traum tatsächlich hören könnte.

Flavius dachte an den wundervollen Strand, das sonnige Paradies jenseits des Lebens, welches ihm seine Vision versprochen hatte.

„Bleib einfach stehen! Lass es geschehen!“, murmelte er in die Dunkelheit seines Helms. „Reiche dem Tod die Hände, damit er dich erlösen kann.“

Plötzlich jedoch wurde Flavius durch eine vertraute Stimme aus seiner morbiden Sehnsucht gerissen.

„Bei Malogors Arsch, wo bist du denn? Kannst du mich hören?“, brüllte Manilus Sachs durch den persönlichen Vox-Kanal in Princeps Ohr.

Der Kohortenführer hatte zunächst nicht vor, dem Zenturio zu antworten, doch nachdem Sachs nicht aufhörte herumzuschreien, gab er schließlich doch ein Lebenszeichen von sich.

„Ich bin einfach da geblieben“, sagte er kaum hörbar.

„Flavius?“

„Ja!“

„Einfach da geblieben? Was soll das heißen, Junge? Bist du etwa noch in Frontabschnitt D-64?“

„Ja! Richtig!“

Sachs stieß ein verstörtes Brummen aus. Er suchte die passenden Worte; Flavius schwieg.

„Da nähern sich große Verbände von Ungoldenen! Die Bastarde sind vollgepumpt mit Chemodrogen! Die werden dich in Stücke hacken!“

„Ja, vermutlich!“, meinte Princeps ungerührt.

„Soll ich jetzt losziehen und dich da rausholen?“

„Nein, lass es bleiben. Bring dich nicht wegen mir in Gefahr, Manilus. Lass es doch einfach gut sein.“

„Ich soll es gut sein lassen? Du bist mein Freund, Flavius. Mein einziger echter Freund. Ich werde gleich losrennen und dich da rausholen. Hast du das kapiert?“

„Du brauchst wegen mir nicht drauf zu gehen.“

„Dann steh sofort auf und renne!“, kreischte Sachs mit sich überschlagender Stimme.

„Und wofür?“

„Für den heiligen Scheißhaufen! Auf jetzt!“

Es vergingen ein paar Sekunden, die nicht nur Zenturio Sachs, sondern auch seinem jüngeren Freund wie eine Ewigkeit vorkamen. Schließlich erhob sich Flavius, drückte den Rücken durch und setzte langsam einen Fuß vor den anderen.

„Von mir aus...“, stöhnte er in die Sprechmuschel seines Helmkomms.

Ob er es bis zu dem Ort schaffte, an dem sich seine Kameraden in Sicherheit glaubten, wollte er diesmal allein dem Göttlichen überlassen.

Die Medici hatten der Gefangenen eine Reihe schnell wirkender Chemikalien verabreicht, um ihren Kreislauf zu

stabilisieren und den furchtbaren Entzugskrämpfen, die Rodmilla Curow fast getötet hatten, entgegenzuwirken.

Der Kampf gegen das Drogendelirium hatte drei lange Tage gedauert. Rodmilla war nicht nur durch ein Alpträumreich des psychotischen Wahnsinns gereist, sondern dem Tod nur knapp von der Schippe gesprungen. Kurz nachdem sie Aswin Leukos aufgeweckt hatte, war sie vor seinem Feldbett zusammengebrochen. Jetzt saß sie in einem spartanisch eingerichteten Betonraum auf einem Stuhl; die Hände hinter dem Rücken verbunden; erschöpft, fahlgelblich und kaum in der Lage, den Blick auf den skeptisch dreinschauenden Oberstrategos zu richten.

Der terranische General mit dem struppigen, blonden Haar und dem markanten Gesicht stand schweigend vor der gefangenen Frau, neben der zwei grimmige Legionäre mit entscherten Blastern Stellung bezogen hatten und auf die Anweisungen des Heerführers warteten. Schließlich hob dieser die Hand und die beiden Soldaten gingen ein paar Schritte zurück.

„Sind Sie in der Lage, mit mir über ein paar Dinge zu sprechen?“, sprach Leukos Rodmilla mit lauter Stimme an.

Sie nickte. Ihr eingefallenes Gesicht, aus dem alles Blut gewichen zu sein schien, zeigte ein gequältes Lächeln.

„Ich denke schon“, murmelte die Meuchelmörderin.

„Dann sagen Sie mir, warum Sie mich nicht getötet haben, obwohl Sie die Gelegenheit dazu gehabt haben“, gab Leukos zurück.

„Darf ich ein wenig Wasser haben? Bitte!“, antwortete Rodmilla leise.

Der Oberstrategos schickte einen der Wachsoldaten aus dem Raum. Wenig später kam der Mann mit einem Glas Wasser zurück. Rodmilla würgte die Flüssigkeit gierig herunter; sie hustete und keuchte, ihr zerzaustes Haar wippte dabei auf und ab. Irgendwann hatte sie sich wieder so weit unter Kontrolle, dass das Gespräch fortgesetzt werden konnte.

„Warum haben Sie mich nicht getötet?“, wiederholte Leukos.

Rodmilla Curow lächelte. „Weil ich bereits einen guten Mann getötet habe. Naja, nicht nur einen, wenn ich ehrlich bin...“, erklärte die Assassinin.

„Credos Platon, nicht wahr? Sie haben in dieser Nacht zu mir gesagt, dass Sie die Frau sind, die Credos Platon ermordet hat.“

„Ja, das ist richtig.“

Hinter Rodmilla und den beiden Legionären stand Throvald von Mockba in einer dunklen Ecke. Er betrachtete die Gefangene misstrauisch, sagte jedoch nichts. Magnus Shivas, Sylcor Adalsang von Thrimia und weitere Vertraute des Oberstrategos warteten draußen auf dem Gang auf das Ergebnis der Befragung.

„Das kann wahr oder auch unwahr sein“, meinte Leukos. Rodmilla hob den Kopf, sie sah dem General in die Augen und überlegte kurz. Daraufhin sagte sie: „Ich schwöre es bei meinem Leben, ich habe Platon getötet. Und auch Clautus Triton und noch viele andere.“

„Und warum dann nicht mich? Hat Sobos nicht auch meinen Tod befohlen?“, hakte Leukos nach.

„Darum bin ich auf dem Mars gewesen. Sobos hat mir ein Vermögen für Euren Kopf geboten, Oberstrategos, aber ich wollte Euch nicht töten. Ich habe genug davon, nicht mehr...“, brachte Rodmilla, die das Sprechen sehr anstrebte, mit letzter Kraft über ihre zersprungenen Lippen.

Throvald von Mockba trat aus dem Schatten. Er stellte sich neben die Gefangene und sah düster auf sie herab.

„Ich frage mich bloß, warum der Verräterkaiser ein Wrack wie Sie geschickt hat, um Aswin Leukos zu ermorden. Für mich passt das nicht zusammen.“

Langsam wandte ihm Rodmilla den Kopf zu. Ihre Haare hingen ihr wirr im Gesicht, keuchend rang sie nach Luft, dann fing sie wieder zu husten an.

„Ich war nicht immer so, wie ich jetzt bin. Sonst hätte ich Platon wohl nicht erwischt. Vor meiner Drogensucht war ich extrem diszipliniert und fast immer erfolgreich. Schon mein Großvater ist ein Assassine gewesen. Wir Curows wissen, wie man Leute ausschaltet. Aber ich kann und will nicht mehr. Wenn ihr beschließt, mich zu töten, dann bitte ich euch nur um eines. Foltert mich nicht, gewährt mir ein schnelles Ende. Ich hätte den Oberstrategos töten können, doch habe ich es nicht getan. Und ich bereue es, einem Teufel wie Juan Sobos jemals gedient zu haben.“

Leukos zog die Augen zu dünnen Schlitzen zusammen. Er musterte die Fremde, deren einstige Schönheit trotz der Drogensucht noch immer nicht ganz verblasst war, mit prüfenden Blicken.

„Wenn ich entscheide, Sie hinrichten zu lassen, dann werden Sie schnell sterben. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Aber noch habe ich mich nicht entschieden, denn zuerst möchte ich Antworten haben. Ich habe, wie Sie sich sicher denken können, zahllose Fragen“, erklärte der General.

„Dann sterbe ich, wenn ich alles beantwortet habe, wie?“, gab Rodmilla müde lächelnd zurück.

„So habe ich das nicht gemeint“, brummte der Oberstrategos, dessen Skepsis nach wie vor unübersehbar war.

„Es ist mir vollkommen egal, ob ich noch weiterlebe oder nicht. Nein, eigentlich ist es mir nicht mehr egal. Eigentlich wäre es besser, wenn dieses Leben beendet würde“, murmelte Rodmilla.

„Wir haben ein paar talentierte Medici in unserem Lager. Sie werden Ihnen dabei behilflich sein, ihre Drogensucht zu überwinden“, versprach Leukos, was dazu führte, dass ihn sein Stellvertreter mit einem gewissen Unverständnis ansah. Throvald von Mockba wollte die Assassinin tot sehen, daraus machte er keinen Hehl.

Rodmilla Curow saß zusammengesunken auf dem Stuhl und bemühte sich, bei Bewusstsein zu bleiben. Die Welt um sie herum begann, wieder zu verschwimmen, während sie langsam in einen Zustand des Dämmerns hinein zu sinken drohte. Erschöpft sank ihr Kopf auf die Brust, die langen Haare hingen herab.

„Fräulein Curow? Können Sie mich hören?“, rief Leukos, doch von Mockba schüttelte den Kopf.

„Wir sollten sie wieder zurück in ihre Zelle bringen und einen Medicus holen. Ich befürchte, dass unser Gespräch für heute beendet ist“, sagte er.

„Meine Damen und Herren! Willkommen auf dem roten Planeten! Einer Welt voller Sehenswürdigkeiten!“

Flavius schritt wie ein irrer Reiseführer mit weit ausgebreiteten Armen über das kraterübersäte Schlachtfeld hinter der Grabenanlage. Er lachte schrill, anschließend schrie er weiter in die Tiefen seines Helms.

Eine Druckwelle riss ihn beinahe von den Beinen. Dreckklumpen hämmerten gegen seinen Rückenpanzer, Princeps stolperte ein paar Meter nach vorne.

„Ohne jeden Zweifel ist der Mars eine Reise wert! Wollen sie durch niemals endende Betonwüsten laufen? Kommen Sie auf den Mars!

Wollen Sie Leichen sehen, die von Ratten und Maden in Rekordzeit vertilgt werden? Besuchen Sie uns!

Haben Sie einmal erlebt, wie eine Magmabombe hoch geht? Ein einmaliges Erlebnis - im wahrsten Sinne des Wortes. Erst flimmert die Luft, nur ein kleines bisschen, doch dann wird es immer wärmer, bis man am Ende inmitten eines Schmelzofens steht...“

Laut auflachend purzelte Flavius in den Schlamm, als neben ihm die nächste Granate detonierte. Mittlerweile erzitterte der Boden unter seinen Füßen, während das Trommelfeuer so laut donnerte wie das Ende der Welt.

„Hier bei uns ist immer etwas los! Besuchen Sie jetzt den Mars mit ihrer Familie! Stehen Sie auf Gas? Wissen Sie, wie Menschen aussehen, die Weltraumkälte ausgesetzt waren? Machen Sie den Urlaub Ihres Lebens, meine Damen und Herren!“, kreischte Flavius, sich auf den Zehenspitzen drehend wie ein Balletttänzer.

Überall krachten die Geschosse. Schrapnellsplitter warfen sich wütend gegen das Exoskelett seiner Legionärsrüstung. Nur durch Glück hielt der Panzer dem tödlichen Hagel stand.

„Daneben! Daneben! Daneben!“, brüllte Princeps durch den Lärm.

„Jetzt stehe ich hier schon herum und ihr Idioten trifft mich nicht! Geschütze ausrichten! Feuer frei!“

Einen Herzschlag später wurde Flavius ein paar Meter durch die Luft gewirbelt. Er landete auf dem Bauch und stöhnte, als ihm die Luft aus den Lungen gepresst wurde.

Doch das reichte nicht. Er war nicht einmal verletzt, lediglich etwas desorientiert.

„Was soll das Malogor? Schützt du mich jetzt etwa? Obwohl ich schon längst auf dich scheiße?“, gellte Princeps und sprang wie ein wütender Knabe auf der Stelle herum. „Hast du gehört, du Klonschweificker von einem Heiligen? Ich brauche deinen Schutz nicht mehr! Ich bin ersetzbar, wie jeder andere kleine Wurm auf dem Mars auch! Also weg mit mir! Feuer frei! Weg mit mir! Weg mit mir! Weg mit mir! Feuer! Feuer! Feuer! Feuer!“

Plötzlich bohrte sich die geistige Klarheit wie ein greller Lichtstrahl noch einmal in Flavius wahnsinnsgeschwängerten Verstand. Er sprang zur Seite, um schließlich loszurennen.

Es war doch besser, jetzt zu verschwinden, schoss es ihm durch den Kopf. Irgendwie wollte er nicht mehr sterben, zumindest nicht heute, zumindest nicht in dieser Sekunde. Oder vielleicht doch?

So schnell er es vermochte, rannte Flavius in Richtung der Grabensysteme, in die sich Manilus Sachs und die anderen

Legionäre vor dem Trommelfeuer der Optimaten zurückgezogen hatten. Hinter ihm kamen noch immer die feindlichen Plasmagranaten vom Himmel herunter und wühlten den Boden mit feurigen Pilzen auf.

„Was ist bloß mit dir los, Junge? Wo bist du denn?“, stach Sachs Stimme unverhofft in Flavius Ohr.

„Ich komme!“, antwortete dieser, während er verzweifelt nach Luft rang.

„Deine Ansprache eben war nicht übel. Ich glaube, ich muss mit meinen Kindern auch mal auf den Mars fliegen und dort ein paar Tage ausspannen.“ Manilus lachte kehlig auf.

„War der Voxkanal zu dir noch offen? Verdammt!“

„Vergiss es! Sieh lieber zu, dass du deinen Arsch aus der Schusslinie bewegst.“

Die Voxverbindung verstummte mit einem leisen Klicken, Flavius hatte sie beendet. Dass sein Freund seinen Ausbruch mitgehört hatte, war ihm plötzlich furchtbar peinlich. Allerdings hatte er angesichts des wütenden Trommelfeuers in seinem Rücken größere Probleme. Flavius Princeps sprintete über das verwüstete Schlachtfeld, die tosenden Plasmablitz hinter sich zurücklassend. „Danke, Malogor! War nicht so gemeint“, dachte er, während er um sein Leben rannte.

# Der König von Weitkrater

Die große Offensive der Loyalisten hatte vor drei Wochen begonnen, wobei Leukos Verbände in den ersten Tagen eine Reihe erfolgreicher Vorstöße in Richtung der Megastadt-kette unternommen hatten. Inzwischen war die Wucht ihres Ansturms jedoch erlahmt. Die Truppen der Optimaten hatten sich neu formiert und waren durch weitere Legionen verstärkt worden - allmählich wurde ihre Abwehrfront immer undurchdringlicher und die Verluste der Angreifer mit jedem neuen Tag größer.

Antisthenes von Chausan hatte weitere Verstärkungen aus dem ganzen Sol-System erhalten und war dabei, eine tiefgestaffelte Verteidigungslinie entlang der perlenschnurartig nebeneinanderliegenden Megastädte aufzubauen. Dies hatte Leukos von Anfang an verhindern wollen, doch so schnell und hart seine Legionäre auch zuschlugen; sie bissen immer öfter auf Granit und manche ihrer Durchbruchsversuche waren bereits zu blutigen Gemetzeln mit Tausenden von Toten geworden.

Der mörderische Alltag an der vordersten Frontlinie, in dem ein jeder Soldat schon mit einem Bein im Grab stand, zermürbte Flavius Verstand immer mehr. Es gab weder die Option eines geordneten Rückzugs - Leukos hatte befohlen, dass der bereits gewonnene Boden mit allen Mitteln gehalten werden musste - noch die einer siegreichen Entscheidungsschlacht, die den blutigen Wahnsinn zumindest verkürzte.

Stattdessen verbissen sich die Gegner ineinander, lagen sich Tag für Tag in ihren Gräben gegenüber, um ab und zu zum Sturmangriff auszurücken, der dann meistens im

feindlichen Feuer erstarb. Die Megastadtkette, die sich ähnlich einer Schutzmauer vor den strategisch wichtigen Ballungszonen Weitkrater und Marksbury befand, war zu einem undurchdringlichen Bollwerk geworden. Das hatten die letzten drei Wochen, in denen die Loyalisten fanatisch gegen die optimatischen Stellungen angerannt waren, längst bewiesen.

Damit befand sich das loyalistische Oberkommando wieder einmal in einer prekären Situation, denn selbst der härteste Legionär, mochte sein Glaube an Malogor und seinen Sieg auch noch so felsenfest sein, war allmählich nicht mehr bereit, aus dem Graben in den oft sicheren Tod zu stürmen. Jetzt, wo die Optimaten ganze Panzerdivisionen, Unmengen von leichten Kampfpläufern und sogar Elefanten entlang der Megastadtkette postierten, zerbröckelte die Moral ihrer Gegner im Stundentakt.

Flavius fühlte sich wie in einer der neuroreaktiven Zwangsjacken, in die die Geisteskranken gesperrt wurden. Jede Bewegung verursachte Nervenschmerzen, jedes Aufbäumen führte zu bohrender Qual. Ähnlich wie einem hilflos sabbernden Irren war auch Princeps jedes Zucken in Richtung Freiheit untersagt. Also blieben ihm und seinen Kameraden bloß die nach Schweiß, Essensresten und Ausdünstungen aller Art riechenden Gräben und Unterstände. Oft war das angespannte Warten schlimmer als der Kampf selbst. Tagelanges Trommelfeuer, das ewige Rumpeln und Dröhnen und Vibrieren; es zerfraß den Geist eines Mannes weitaus nachhaltiger als das Gemetzel selbst.

Es war nicht das erste Mal, dass Flavius, Kleitos und Manilus derartiges erlebten und es würde auch nicht das letzte Mal sein. Darüber waren sie sich im Klaren. Doch wurden sie mit jedem weiteren Tag, den ihnen dieser Krieg aus der Lebenszeit herausbiss, schwächer, kranker und nervöser.

Kleitos und Manilus Sachs verarbeiten den täglichen Wahnsinn auf ihre Weise, Flavius dagegen auf die seine.

Nichtsdestotrotz zerstörte der endlos anmutende Konflikt nach und nach jeden, der ihn erdulden musste. Ganz egal, wie stark ein Mann war oder wie stark er sich fühlte; am Ende gewann bloß der Krieg und nicht der Mensch.

„Mein Aufstieg zur Macht, angeleitet von den höchsten Seelen des Jenseits und dem Göttlichen selbst, begann in einer Zeit, als der goldene Mensch darniederlag wie seit Jahrtausenden nicht mehr. Das alte Goldene Reich war zerfallen, unsere Zivilisation von Dekadenz und Zerfall vergiftet. Selbstsüchtige Kräfte, denen ihre Kaste nichts mehr bedeutete und für die die Erfüllung ihrer egoistischen Begierden alles war, herrschten über die fauligen Splitter eines einst mächtigen Imperiums.

Ungoldene und unreine Bastarde vermehrten sich wie eine Plage, verseuchten das edle Aureanerblut und konnten sich ungehindert über ganz Terra ausbreiten. Was große Männer wie Gunther Dron aufgebaut hatten, wurde nicht mehr gewürdigt; ja sogar verspottet von den blinden und unwissenden Narren, die sich Magistrate und Nobile nannten.

Das Minderwertige wucherte auf dem Sumpfboden zerfallender Kulturen und das Edle verrottete. Wichtiges Wissen über die Technologie, die Raumfahrt und auch das göttliche Prinzip, das diesen Kosmos regiert, waren nach und nach verloren gegangen. Terra und die anderen Welten des Sol-Systems waren zu kargen Himmelskörpern geworden, auf denen die Müllberge die Größe von Gebirgen hatten und Milliarden in immer größerer Armut leben mussten.

Als ich als noch junger Adeliger meinen Idealismus fand und schwor, das höchste Wesen der Schöpfung, den Aureaner, vor dem Niedergang zu retten, da lachten mich die kleinen Geister aus. Es dauerte jedoch nicht lange, da hatte ich mir schon eine Gefolgschaft aus fanatischen

Kämpfern zusammengerufen und war zum Magistraten der Provinz Sayxa aufgestiegen.

Aus all diesem wurde mein Kreuzzug zur Wiedererrichtung des Goldenen Reiches und zur Errettung des Goldmenschentums geboren. Ein Kampf, der sechzig Jahre und länger unser Sonnensystem erschütterte und am Ende neu ordnete.

Schrecklich war der Kreuzzug, doch notwendig. Unbelehrbare Feinde habe ich vernichtet, Usurpatorenreiche zerschlagen und ungezählte Anaureaner ausgelöscht. Doch alles diente nur dem Erreichen des höheren Wohls für unsere gesamte Spezies. Alles war nur die Verwirklichung des göttlichen Willens in unserer materiellen Welt. Wo Degeneration und Zerfall zu mächtig geworden sind, da greift des Ewigen ordnende Hand irgendwann ein, um wieder das Gleichgewicht der Natur herzustellen. Diesmal war ich diese Hand des Göttlichen. Diesmal wurde mir vom Allvater die Bürde auferlegt, zu ordnen, aber auch zu vernichten.

Meine schlimmsten Feinde sind stets die eigenen Kastengenossen gewesen. Jene selbstsüchtigen Gestalten, die das gemeinsame Ziel ablehnten, meine zum Frieden ausgestreckte Hand wegschlugen und es lieber auf einen Krieg ankommen ließen, als etwas im Sinne ihrer Kaste zu teilen.

Die Ordnung des Göttlichen jedoch ist hierarchisch; nicht nur im Jenseits, sondern auch in der Welt der Menschen und in aller Natur um uns herum. Es gibt hohe Seelen, die bereits weit entwickelt sind und deshalb auch weit entwickelte Körper und Gehirne benötigen, um wieder inkarnieren und ihrem Seelenstatus gemäß existieren zu können. Allein dafür muss der Aureaner geschützt und erhalten werden.

Primitive Seelen mögen als Ungoldene auf die Erde zurückkehren, doch die geistigen Führer unserer Art manifestieren sich stets als Aureaner. Leider sind viele

meiner Kastengenossen nach wie vor zu ignorant, um dieses heilige Prinzip zu verstehen, doch meine Nachfolger werden unsere Jugend in meinem Geist erziehen und einem jeden Goldmenschen dieses Wissen einpflanzen...“

Kleitos las gedankenverloren weiter. Das Audioliber berichtete von Malogors erbittertem Krieg gegen die Koalition der Rosenfürsten, seinem Feldzug in Russan und der Entvölkerung des Pontus durch den massiven Einsatz von Biophagingas. Anschließend ging die historische Reise weiter; Malogors Legionen eroberten den Norden von Arica, wo sie verfeindete Fürsten bezwangen und Millionen Ungoldene auslöschten oder in die südlich gelegene Müllwüste trieben. Der Lebenskampf des Heiligen wurde von seinem Sol-Flug gekrönt, wo sich die Regenten des Mars und der Venus vor seiner Macht verbeugten.

Alles wurde aus der Ich-Perspektive erzählt, wobei der Autor des Geschichtswerkes eine Vielzahl von echten Malogorzitaten anführte und das Lebenswerk des vergöttlichten Führers bis ins kleinste Detail ausleuchtete.

Als Jarostow die Kontaktdrähte des Audioliber von seinen Schläfen streifte und die Gedankenstimme in seinem Kopf verstummte, wandte er den Blick seinem Freund Flavius zu, der zusammengesunken im Halbdunkel auf seinem Schild hockte.

„Was hast du denn da gerade gehört?“, brummte Princeps und deutete auf die Kontaktscheiben des Audioliber, die wie Saugnäpfe am Ende eines Tentakelarms aus Kleitos Hand baumelten.

„Du wirst es nicht glauben. Ich habe gerade etwas über Malogor hörgelesen. Eine Datei, die du mir vor einiger Zeit einmal auf meinen Kommunikationsboten übertragen hast.“

„Malogor?“ Flavius schob überrascht die Augenbrauen nach oben, dann lächelte er beinahe abfällig.

„Glaubst du, dass sich unsere Seelen durch unsere gegenwärtigen Leben weiter- oder zurückentwickeln?“

„Was?“

„Ob du glaubst, dass wir uns durch dieses Leben als Soldat weiterentwickeln? Die Weisen sagen, dass Leid und Entbehrung in der materiellen Welt zu besonders großem Wachstum führen. Auch Malogor meinte das.“

„Keine Ahnung! Wenn wir morgen einen Blasterstrahl in die Fresse kriegen, dann werden wir ja sehen, was passiert“, knurrte Flavius; er winkte ab. Daraufhin zog er die Beine an und kauerte sich an der Grabenwand zusammen. Ein paar Legionäre, die das Gespräch der beiden Freunde mit angehört hatten, glotzten fragend in ihre Richtung.

„Vielleicht macht das, was wir erleben, doch Sinn. Karmisch gesehen, meine ich“, sagte Kleitos nach einem längeren Moment des Schweigens.

„Karmisch gesehen? Schwachsinn! Willst du jetzt den großen Philosophen spielen, nachdem du das erste Audiolibert in deinem Leben aus der Nähe gesehen hast?“

Kleitos ignorierte den giftigen Sarkasmus, den Flavius ihm entgegensprühte. Dass sein Freund seit Monaten unter furchtbaren Seelenqualen litt, war ihm nicht verborgen geblieben.

„Malogor und die großen Denker und Führer der alten Zeit helfen uns auf Dauer nicht, wenn die Hölle endlos ist. Und unsere Hölle scheint keine Grenzen zu haben. Dieser verdammte Krieg peinigt uns seit so vielen Jahren, ohne dass ein Ende abzusehen ist. Er wird auch noch weitergehen, wenn wir irgendwo in einem Massengrab verfaulen“, presste Flavius heraus. Sein Blick, der endlose Verzweiflung und bodenlose Traurigkeit verriet, streifte Kleitos Gesicht.

„Ich habe dich immer bewundert, dass du all dem Leid um uns herum einen Sinn gegeben hast. So lange habe ich deshalb zu dir aufgeschaut, auch wenn ich mich nach außen hin oft genug über deinen Glauben lustig gemacht habe“, gestand Jarostow.

Flavius grinste bitter. „Jetzt gibt es nichts mehr zu bewundern, mein Freund.“

Kleitos überlegte, er runzelte die Stirn und blickte zu Princeps herüber. Dieser umklammerte seine Knie und starrte stumpf ins Nichts. Plötzlich erhob sich der Kohortenführer jedoch von seinem Schild. Ohne Kleitos noch einmal anzusehen, ging er an ihm vorbei und ließ ihn in dem Grabendurchgang zwischen tuschelnden Legionären, verschrammten Cargobehältern und glühenden Thermostrahlern zurück.

Langsam öffnete sich die Tür und Throvald von Mockba blickte von seinem Schreibtisch auf. Seine Miene spiegelte eine nicht allzu große Begeisterung wider angesichts der Männer, die ihn zu sprechen verlangten. Der Legatus mit dem schmalen, scharf geschnittenen Gesicht, der als Leukos Stellvertreter die Truppen an der Front befehligte, schob die Augen zu einem Schlitz zusammen, als eine glatzköpfige Gestalt in einer orangefarbenen Seidenrobe, begleitet von zwei breitschultrigen Männern mit harten Gesichtern, den Befehlsstand betrat. Ein paar Legionäre, die die Blaster im Anschlag hatten, folgten den drei Gästen in den Kommandoraum.

„Ah, die Herren aus Weitkrater“, sagte von Mockba die Brauen hochziehend.

„Sehr richtig!“, antwortete ihm der Glatzkopf und verneigte sich demütig. Dann reichte er dem Legatus die speckige Hand zur Begrüßung. Von Mockba ergriff sie nach einem kurzen, aber deutlich spürbaren Moment des Zögerns.

„Mein Name ist Krom, Gesandter des ehrwürdigen Hauses Rodahl. Ich überbringe Euch freundliche Grüße aus den tristen Betonschluchten meiner Heimat“, sagte der kahlköpfige Mann mit einem kurzen Lächeln.

„Ah, ja, ich begrüße Euch ebenfalls“, gab von Mockba nickend zurück.

„Mein Herr, der in ganz Weitkrater geschätzte Hanaar Rodahl, bittet um eine Audienz beim großen Führer der

altaureanischen Streitkräfte. Wäre es Euch möglich, eine solche Zusammenkunft zu arrangieren, Legatus von Mockba?“

Der blonde Legionsführer erhob sich von seinem Platz, schweigend musterte er Krom und seine beiden Begleiter. „Worum geht es denn, wenn ich fragen darf?“

„Das Haus Rodahl und der Oberstrategos der loyalistischen Armee verfolgen die gleichen Ziele“, antwortete Krom vieldeutig. Daraufhin erlaubte er sich ein schelmisches Grinsen. Throvald von Mockba verzog indes keine Miene.

„Die gleichen Ziele? So, so...“, brummte er.

„Nun, solltet Ihr gewisse Vorurteile haben und sie mit dem Namen „Rodahl“ verbinden, so würde ich meinem Herrn gerne die Gelegenheit verschaffen, sich dazu persönlich zu äußern.“

Leukos Stellvertreter verschränkte die Hände hinter dem Rücken, er betrachtete den noch immer lächelnden Glatzkopf, der ihn heute unerwartet im Heerlager aufgesucht hatte.

„Es heißt, dass die loyalistischen Streitkräfte unter chronischem Nahrungsmittel- und Materialmangel leiden“, fuhr Krom fort und hob den Zeigefinger. „Wäre es da nicht ein Grund zur Freude, wenn man ein wenig Unterstützung durch ein paar neue Freunde erhält?“

„Neue Freunde mit gleichen Zielen, wie?“, wiederholte von Mockba mit einer gehörigen Prise Sarkasmus.

Krom überhörte denselben. Als Berater und Unterhändler des Hauses Rodahl war er zähe Verhandlungen gewohnt.

„In der Tat, Legatus! Freunde sind immer gut. Vor allem auf dem Mars und besonders in den Tiefen von Weitkater.“

„Und Hanaar Rodahl, der selbsternannte König von Weitkrater, möchte nun unser Freund sein. Klingt ein wenig seltsam, da Aswin Leukos die Förderung der Kriminalität nicht unbedingt am Herzen liegt“, erwiderte von Mockba

abweisend. Krom rang mit den Händen, seine Mundwinkel zuckten nach oben.

„Das Haus Rodahl ist seit mehreren Generationen sehr geschäftstüchtig. Wohl wahr! Daher rührt auch sein grandioser Ruf in den Häuserschluchten von Weitkrater. Aber all dies kann mein Gebieter noch viel besser erläutern. Darf ich Euch in seinem Namen die Hilfe des Hauses Rodahl anbieten?“

Von Mockba unterbrach den Gast. Er legte die Stirn in Falten.

„Ich muss zuerst mit meinem Herrn Kontakt aufnehmen“, sagte er.

„Natürlich! Selbstverständlich! Tut das bitte! Es wäre uns eine große Ehre, eine Audienz bei Aswin Leukos zu bekommen“, gab Krom mit einem Unterton zurück, der leicht verschmitzt nachklang.

„Ich werde die Lichtweg kontaktieren“, sagte von Mockba, um kurz darauf den Unterstand zu verlassen. Krom und seine beiden Leibwächter blieben mit den Legionären in dem Kommandoraum zurück, während von Mockba mit Leukos sprach und ihm von dem Besuch aus Weitkrater berichtete.

„Ich mache mir einfach Sorgen um dich, Flavius. Das würde ich sicherlich nicht sagen, wenn es nicht ernst wäre“, sagte Zenturio Sachs, der Princeps gegenüber an einem ramponierten Plastiktisch saß.

Die Kohorte hatte nahe einer evakuierten Siedlung ihr Lager aufgeschlagen, während die pausenlosen Sturmangriffe der Loyalisten in einiger Entfernung weitergingen. „Am liebsten würde ich mich einfach in ein Raumschiff begeben und davonfliegen, um Terra und das Sol-System für immer hinter mir zu lassen“, murmelte Flavius düster. „Und wohin?“ Manilus Sachs zog die Augenbrauen hoch. „Nach Antariksa“, antwortete sein jüngerer Freund mit einem ausdruckslosen Lächeln.

„Was?“

„Ach, dieses zweite Terra, das die Dronai angeblich in den Tiefen des Alls entdeckt haben wollen.“

„Davon hast du mir erzählt, ich erinnere mich.“

„Eine Welt, auf der man neu anfangen kann. Vielleicht kann man dort sogar die Vergangenheit vergessen“, sinnierte Flavius mit starrem Blick vor sich hin.

„Wahrscheinlich ist dieser paradiesische Planet bloß ein Mythos. Unabhängig davon bringen einen solche Hirngespinnste nicht weiter“, meinte Sachs.

Flavius zischte. „Das weiß ich selbst. Ich kann nur nicht mehr. Ich bin meine gesamte Existenz leid. Wie erträgst du das alles nur?“

„Das frage ich mich selbst auch oft genug. Vermutlich mache ich einfach immer weiter wie so ein Roboter. Er hört erst auf, wenn seine Energiezellen leer sind oder er zerstört worden ist. Du denkst mehr nach als ich, Flavius, vielleicht ist das dein Fluch.“

„Wie auch immer, ich will nicht mehr“, gestand Princeps.

„Was soll das heißen? Willst du dich irgendwann umbringen, oder was?“

„Keine Ahnung!“

„Und ich? Kleitos? Eugenia?“

„Ihr würdet auch gut ohne mich zurecht kommen. Wir alle sind ersetzbar, Manilus.“

„Du weißt, dass das nicht stimmt“, erwiderte Sachs mit einem gewissen Nachdruck. Der Zenturio wirkte sichtlich verstört angesichts der Dinge, die ihm sein Freund offenbarte.

„Doch, ohne mich geht das Leben ebenso weiter wie ohne dich. Ja, ich gebe zu, dass ich mehr denn je darüber nachdenke, endlich Schluss zu machen.“

„Endlich Schluss machen? Verdammt, was redest du denn da, Junge?“

Gedankenverloren hielt sich Flavius die Hand vor die Augen und betrachtete sie eine Weile schweigend. Sachs

sah ihn deutlich überfordert an. Allmählich wusste er nicht mehr, was er seinem Freund noch antworten sollte. Flavius Lebensüberdruß war mittlerweile derart gewaltig, dass ihm dafür die Worte fehlten.

„Irgendwann ist die ganze Scheiße vorbei“, meinte Sachs dann.

Flavius äußerte ein zischendes Lachen, das vor giftigem Sarkasmus triefte.

„Nein, gar nichts endet. Das haben wir schon vor Jahren gehofft, doch es ist immer nur noch schlimmer geworden. Dieser Krieg dauert noch ewig und ich will nicht mehr. Ich bin ausgebrannt und tot. Wir kämpfen und siegen sogar, doch am nächsten Tag wendet sich das Blatt wieder und alles steht auf Anfang. Wir sind kleine Käfer und können nichts bewirken. Ganz egal, wie tapfer und verbissen wir gegen das Schicksal anrennen.“

Manilus Sachs runzelte die Stirn. Er überlegte. Es dauerte einen Augenblick, bis er erwiderte: „Im Grunde hast du Recht, aber ich versuche trotz allem zu überleben. Vielleicht bloß aus einem primitiven Instinkt heraus, doch gebe ich nicht auf. Noch nicht zumindest, aber wer weiß, ob ich nicht auch bald deinen Punkt der Verzweiflung erreiche.“

„Ich höre mich an wie ein Untergangsprediger, ich weiß, Manilus.“

„Es ist ja nicht so, dass ich deine Gedanken nicht nachvollziehen kann, Flavius, aber versuch doch irgendwie, aus diesem Loch herauszukommen.“

Princeps verzog das Gesicht. „Müde bin ich. Das trifft es eher. Als wäre ich schon tausend Jahre alt.“

Der hünenhafte Zenturio nickte wortlos. Flavius wusste, dass er tief im Inneren die gleichen Zweifel trug wie er selbst. Nur bemühte sich Manilus noch, sie eisern zu unterdrücken und auszublenden.

„Weißt du noch, wie euphorisch ich war? Wir schaffen eine neue, bessere Menschheit, habe ich damals gedacht. Wir sind unbeschreiblich wichtig für den Fortbestand des

Aureaners und so weiter. Ach, gar nichts sind wir. Wenn wir morgen von einer Granate zerfetzt werden, sind wir schon in der nächsten Sekunde vergessen. Dann läuft alles einfach weiter, als hätten wir niemals existiert. Das ist die traurige Wahrheit.“

„Hmmm!“, machte Sachs.

„Oder etwa nicht?“

„Und wenn wir diesen Krieg am Ende einfach überleben und den Rest unseres Lebens...“, setzte er an, doch Flavius fiel ihm ins Wort.

„Ich kann dir sagen, wie der Rest meines Lebens aussehen wird, wenn ich diesen Wahnsinn vielleicht doch durchstehe. Dann werde ich genauso leer und tot sein wie ich es jetzt bereits bin. Diese normalen Menschen da draußen sind mir so fremd geworden wie unbekannte Himmelskörper. Ich kann mir kaum noch vorstellen, unter ihnen zu leben. Geht es dir nicht auch so?“

Manilus Sachs brummte so etwas wie eine Zustimmung. „Vermutlich!“

„Wir sind ganz arme Schweine. Bitte eine Runde Selbstmitleid, Herr Zenturio.“ Princeps lachte meckernd auf und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

Sein alter Freund fand das weitaus weniger lustig und hatte für Flavius ewigen Zynismus auch nicht viel übrig. Er erhob sich von seinem Stuhl und drückte den Rücken durch.

„Ich gehe jetzt besser in meine Unterkunft. Tut mir leid, Flavius, aber du ziehst mich mit deinem Gerede bloß runter. Glaube mal nicht, dass es mir gut geht.“

„Schon gut. Wollte ich nicht“, meinte Flavius achselzuckend.

Sachs ging davon, Princeps stierte auf die zerschrammte Platte des Plastiktisches und versank in einer finsternen Grübelei, wie er es in letzter Zeit ständig tat. Er erinnerte sich wieder an den wundervollen Strand, von dem er geträumt hatte und vergaß dabei die anderen Legionäre um sich herum.